



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Bakchen und Thyrosträger : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bakchen und Thyrsoträger.

Roman von August Nieemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.



Doctor Irwish betrachtete Lilli, während sie so klagte, mit Bewunderung des wechselvollen Spiels ihrer Züge und gefesselt im Bann ihrer Stimme, welche eine eigentümliche Macht über ihn hatte. Auch heute wieder stand sie wie ein schönes und gefährliches Rätsel ihm gegenüber, aus welchem er nur die eine Lösung zu ziehen wußte: sie sei ihm unentbehrlich, und er würde sie niemals aufgeben können, während doch sein Verstand ihm warnend zuflüsterte, diese Lösung sei nicht die richtige.

Er beugte sich nieder, hob die goldene Kette auf, mit welcher die schöne Angorakate zu spielen müde geworden war, legte sie auf das chinesische Tischchen und bat um eine Tasse Thee.

Ich weiß nicht, fügte er hinzu, ob es mehr die ausgezeichneten Eigenschaften deines Blüten-Pecco sind, oder mehr der reizende Anblick deiner schlanken Hände, wenn sie mit dem Kessel und dem goldenen Büchschchen beschäftigt sind — genug, es hat auf meine durch Arbeit überreizten Nerven einen so wundervoll beruhigenden Einfluß, bei dir den Thee zu nehmen. Die köstlichen Stunden bei dir sind mein Paradies inmitten der mühevollen, unruhigen Welt, und mir so süß, daß ich sie mir selbst nicht durch die ungerechtesten Beschuldigungen von dir, du böse Fee, verbittern lasse. — Daß ich es nicht vergesse: du sprichst mir vor einigen Tagen von einem Wechsel, der Blankendorff in Verlegenheit bringen könnte. Ich habe hier dreitausend Mark mitgebracht. Du hast vielleicht die Güte, sie ihm zu geben.

Lilli erhob sich, nahm mit einem leichten Nicken die Banknoten in Empfang und ging damit zu ihrem entfernt stehenden Schreibtisch.

Sie schien zu wissen, mit welchen Blicken ihr Geliebter jedem ihrer Schritte folgte, und wie gern er ihre anmutigen, elastischen Bewegungen sah. Denn sie machte sich wohl, indem sie das Geld verschloß und indem sie dann die kleine silberne Theemaschine in Gang setzte, ein wenig mehr zu thun, als durchaus

nötig war. Zweimal streifte ihn ihr Kleid mit leisem Rauschen, und als sie das Kugel-Halsband aufnahm, und es um den Nacken legte, schoß sie einen schnellen, losen Blick und ein kokettes Lächeln gleich zündenden Pfeilen auf ihn ab. Endlich kam sie in ernster und demütiger Haltung zu ihm.

Verzeih mir, sagte sie mit gefalteten Händen, ich war kindisch. Du bist ein großer Mann, und deshalb wird es mir schwer, immer den richtigen Maßstab für dich zu finden. Aber ich will mir Mühe geben, habe du nur Nachsicht mit mir. Meine Liebe zu dir mag mich selbst zerstören, deinen Werken, deinen großen politischen Plänen soll sie nicht hinderlich sein. Wirke, schaffe, ich will stolz sein auf jede Minute, die du für mich erübrigst. Ich bin dein Geschöpf, du bist mein Gott.

Sie war ihm ganz nahe gekommen, er wußte nicht, wie. Gleitend war sie da, umfaßte seinen Hals, sank an ihm nieder und umwand ihn alsbald mit den Ringen ihrer geschmeidigen Glieder.

Meine alte Schlange! flüsterte er unter ihren heißen Küßten, du bist entzückend, und ich schwöre dir: Niemals werde ich dich verlassen.

Fünftes Kapitel.

Heautontimorumenos.

Schau! Im zweifelhaften Dunkel
 Glühend blühen alle Zweige,
 Nieber spielet Stern auf Stern,
 Und, smaragden, durchs Gefräuche
 Tausendfältiger Karfunkel.
 Doch dein Geist ist allem fern.

Der blasse Jüngling, der so gründlich über die Ungerechtigkeit in der Welt nachgedacht hatte, war der zweite Sohn des Dr. Stahlhardt, Namens Ephraim. Es war dieser Name von jeher in der Familie seines Vaters gewesen, und trotz des Widerspruchs der Mutter hatte auch er ihn in der Taufe erhalten. Er studierte auf der Universität zu Berlin, und das Ziel seines Strebens war, Professor der Geschichte zu werden. Er war außerordentlich fleißig, es gab für ihn kein Interesse außerhalb der Wissenschaft. Die Bücher waren sein Glück, die Studirlampe war seine Sonne.

Er war erst zwanzig Jahre alt, aber schon blickten seine Lehrer mit Bewunderung auf ihn und verkündigten, daß in ihm eine Leuchte der Wissenschaft verborgen sei, die dereinst vieles erhellen werde. Auf dem Gymnasium war es sein Loos gewesen, die Lehrer in Verwirrung zu setzen durch die Schärfe seiner Intelligenz und die schneidende Kritik seines Verstandes. Doch war er zugleich seiner Lehrer größte Freude, denn das Wissen allein galt ihm etwas, und niemals

richtete sich seine Untersuchung auf die Personen. Niemals ging ein Wort, das vom Katheder tönte, für ihn verloren. Er war in allen Klassen der erste gewesen, und sein Maturitätsexamen war wie eine freundschaftliche Unterhaltung *inter pares*.

Doch mehr und mehr wich die Farbe von seinen Wangen, der Geist ermüdete den Körper, die Klinge fing an die Scheide abzunutzen. Seine Seele war frei von jeder Leidenschaft, sie war nur auf das Erkennen gerichtet, aber ein unerklärliches Sehnen fing an, sie mit schmerzlicher Empfindung zu durchziehen. Es kamen Tage, an denen er früh erwachte, wenn eben die Sonne ihre ersten Strahlen am Himmel emporsandte, und wo ihn das Gefühl aus dem Bette zog, er habe ein Glück zu suchen, das ihm entfliehen wolle. Dann zog er sich eilig an, wie unter dem Antriebe einer fremden Gewalt und mit angstvoller Unruhe. Es trieb ihn aus dem Hause hinaus auf die Straße, ohne daß er wußte, wohin er gehen sollte. Dann stand er wohl Minuten lang vor der Thür, unschlüssig, wohin nun, und den Morgenhimmel mit fragenden Blicken durchforschend, bis es ihm war, als riefte es ihn dorthin, nach irgend einer Seite, und bis er in dieser Richtung davoneilte. Dann ging er mit pochenden Schläfen und brennendem Kopfe immer geradeaus. Seine bleiche Farbe, seine glühenden Augen, sein zerfahrenes Wesen fielen den Leuten auf den Straßen, Arbeitern und Gassenkehrern, auf, und sie dachten, er sei ein leichter Vogel, der nach einer liederlichen Nacht halb betrunken nach Hause eile. So jung und schon so verdorben, sagten wohl die Gemüßweiber, die ihre Körbe aufstellten und ihm kopfschüttelnd nachblickten. Und einem Trunkenen gleich er in der That. Sein Schritt war bald sehr eilig, bald zögernd, er blickte bald stier vor sich hin, bald unruhig umher nach den Häusern, als suchte er etwas. Er sah aber nichts von dem, was ihn umgab, sondern sein Blick war in ein Land der Träume gerichtet, das nichts mit seiner wirklichen Umgebung zu thun hatte. Er hätte nicht sagen können, welchen Wegs er komme, noch wohin er wolle. So lief er umher, bis er müde ward und inmitten des lebhaften Treibens der nun völlig erwachten großen Stadt gleichfalls erwachte. Dann schien ihm alles fahl und grau und trostlos, und er schlich auf dem nächsten Wege nach Hause zurück, gleichgiltig gegen alles und von dem niederdrückenden Bewußtsein erfüllt, daß sein Leben ohne jede Aussicht, ohne jede Hoffnung, ohne jedes Glück sei. Vergeblich bemühte er sich dann, sich selbst von der Thorheit solcher Ideen zu überzeugen, sich klar zu machen, daß er nichts gesucht und nichts veräußt habe. Immer wieder faßte ihn der Schmerz um ein Schönes, das er nicht gesehen.

Er versuchte, seine Bücher zu lesen, aber selbst seine Lieblingschriftsteller gefielen ihm nicht. Er las eine Seite herunter und entdeckte, daß er nicht wußte, was darauf stand. Er las wohl eine Stunde lang, immer weiter, immer weiter, und mitten im Buche entdeckte er mit Schrecken, daß er noch kein einziges Wort in sich aufgenommen habe. Es war ihm alles, alles ohne Sinn. Oft dachte

er, es sei gut, zu sterben, aber eine wunderliche Art von Ärger widerrief stets diesen Wunsch nach erlösender Ruhe: Erbitterung darüber, daß er in einer großen, schönen, vielgestaltigen Welt mitten inne stehe und sich so vergeblich bemühe, das Schöne zu finden. Denn er fühlte wohl, daß es nicht die Schuld Gottes sei, wenn seine Welt ihm kahl erschien, sondern daß diese Welt wunderbar und reich und köstlich sei, und nur der Sinn des Suchenden dumpf, träge und matt. Wo ist die Wonne, die für mich ist, wo ist das Glück? fragte er, sollte es mir nicht doch endlich noch erscheinen? Aber es kam nichts. Diese Erwartung voll Ungeduld, voll Bitterns, voll Schmerzes hatte kein Ende. Es brachte kein Engel vom Himmel die goldene Schale der Erquickung.

Und diese Tage tiefer Erregung und Niedergedrückttheit wechselten mit Tagen voll hohen Stolzes. Dann war er frisch zur Arbeit, große Aufgaben schmolzen vor seiner Thatkraft zusammen, er schien schwierige Werke gleichsam zu verschlingen, und wenn er schrieb, flog seine Feder. Dann war sein Geist elastisch, voll Zuversicht, und er sah die Zukunft als sein Eigentum an, in der Gewißheit, berühmt und groß zu werden. Er fühlte sich dann mit einer magnetischen Kraft begabt, die alles, was er wünschte, zu ihm heranziehen müsse, unweigerlich müsse.

Sein leidendes Aussehen veranlaßte die besorgten Eltern, ihn von Berlin fortzuschicken. Sie wünschten ihn zu überreden, für eine Zeit seine Studien ganz aufzugeben und auf dem Lande zu leben, aber er ging darauf nicht ein, weil er nicht aufhören wollte, zu arbeiten und weil er sich vor dem Gedanken scheute, er sei der Schonung bedürftig. Es hatte ihn schon tief verletzt und ihn in seinen eigenen Augen herabgesetzt, daß er seiner Gesundheit wegen nicht als Freiwilliger hatte in die Armee eintreten können. So wenig angenehm ihm die Aussicht auf Militärdienst war, so traurig war ihm der Gedanke, er sei körperlich zu schwach, um zu dienen. Er kam sich entwürdigt und verächtlich vor, als man ihn zur Ersatzreserve zurückstellte. Es war durchaus nicht Besorgnis wegen seiner Gesundheit, die ihn quälte, es war nur verletzter Stolz und zugleich die schmerzliche Empfindung, daß er zum Kampfe mit der Welt nur halb gerüstet sei. Denn wir haben nicht umsonst Geist und Körper zusammen erhalten, sagte er sich. Was soll ich thun, wenn mir der eine Teil den Dienst versagt? Und bin ich fähig, mich zu vervollkommen, wenn ich überhaupt kein ganzer Mensch bin?

Es kostete den Eltern Mühe, ihn von seinen traurigen Reflexionen abzubringen, indem sie ihm vorhielten, daß er niemals in seinem ganzen Leben eine ernstliche Krankheit gehabt habe, daß man ihn auch nicht schwächlich nennen könne, daß er nur eben von zarter Konstitution sei und weniger muskulös als Jünglinge, die in körperlicher Thätigkeit und in freier Luft aufgewachsen seien.

Er entschloß sich endlich, Berlin zu verlassen und für ein Jahr nach Heidelberg zu gehen.

Du kannst dort ruhig weiter studiren, sagte ihm der Vater, aber thu es mit Muße. Nach Heidelberg gehen viele junge Leute des Studirens halber,

lassen sich aber von den Reizen seiner schönen Natur zum Nichtsthun verlocken. Ich wünschte, du ahmtest diesen unnützen Studenten möglichst nach. Was bei ihnen zu viel ist, möchte wohl bei dir gerade das rechte Gleichgewicht herstellen.

Ephraim ging, reiste langsam von Köln ab stromaufwärts und kam zur Zeit des schönsten Erblühens der Natur in Heidelberg an. Dort nahm er eine bescheidene Wohnung, entsprechend seinen bescheidenen Mitteln, belegte nur ein einziges Kolleg und bemühte sich, an der Schönheit der Welt Gefallen zu finden. Aber schon die Rheinreise hatte ihn melancholisch gestimmt, und das Neckarthal vermochte nicht, ihn aufzuheitern. Er besuchte täglich das berühmte Schloß und starrte in die Landschaften hinein, aber er ward täglich trauriger. Es war, als sei seine Brust zu eng, um das Schöne aufnehmen zu können, als fehle ihm die Kraft, die Welt in ihrer Wirklichkeit zu begreifen. Er überzeugte sich, daß es thöricht von ihm gewesen sei, nach Heidelberg zu gehen und daß jedes Stückchen schöner Natur ihm gefährlich sei. Denn ihre Schönheit steigerte seine Sehnsucht, befriedigte sie aber nicht.

An einem prachtvollen warmen Abend, als er ganz allein oberhalb des in Trümmern liegenden Schlosses saß und die Sonne in wundervollem Glanz untergehen sah, ward ihm so bange und kam er sich so von Gott verlassen vor, daß ein Strom von Thränen aus seinen Augen hervorbrach. Er stand eilends auf und schämte sich seiner selbst und faßte einen Haß gegen sich selbst und beschloß, nie wieder sein zu empfindsames Gemüt dem Angriff der mitleidlosen Natur auszusetzen.

Ich bin entsetzt über mich selbst, sagte er sich, es müssen Abgründe von Schlechtigkeit in mir sein, die mir verborgen waren, denn ein guter Mensch müßte doch wohl froh und heiter werden bei so erhabenem Anblick. Sind nicht die Dichter voll Lobes solcher Dinge, die mich traurig machen? Simrock warnt vor dem Besuche des Rheins, denn er meint, man werde dort so glücklich, daß man nie wieder fortziehen möge. Sonderbar!

Er ging nach Hause, zündete seine Lampe an, vertiefte sich in den Aristoteles und ward allmählich ruhig und zufrieden. Zu andern Studenten hatte er sich noch nicht gefellt. Seine delikate Natur schreckte vor der Berührung mit derben und lustigen Burschen zurück, das Gespräch mit jungen Leuten, die nicht reiflich über das nachgedacht hatten, was sie sagten, und die einschlägige Literatur nicht kannten, war ihm peinlich, und nun gar Biertrinken und Weintrinken war ihm höchst fatal, weil es ihm die Klarheit der Anschauung raubte.

Nur mit einem einzigen Studenten war er bekannt geworden. Es war ein harmloser, gutmütiger Mensch, in dessen Nähe es Ephraim wohl wurde. Die stärkste Anziehung aber übte dieser Freund, der Schauble hieß, dadurch auf ihn aus, daß er wundervoll Klavier spielte. Musik war für Ephraim der höchste Genuß, und wenn er mit einem Band Gedichte, worin er gleichsam naschte, auf dem Sopha seines Freundes liegen konnte, während dieser spielte, so waren die

bösen Geister seines Innern gebannt, und er fühlte sich zu höhern Sphären erhoben.

Ephraims Wohnung gegenüber stand ein altes, wunderliches Haus, welches ihm vielen Genuß bereitete, indem er es oft, an seinem Fenster sitzend, betrachtete. Es mußte Jahrhunderte alt sein, denn es war so gebaut, wie es seit undenklicher Zeit keinem Menschen mehr einfällt Häuser zu bauen, und in ganz Berlin hatte er niemals seinesgleichen gesehen. Es war von geheimnisvollem Aussehen, wie es Ephraim vorkam, und oft war es ihm, als müsse in einem solchen Hause hinter den kleinen Fenstern, tief verborgen in Gemächern, die altersschwarz und winkelig versteckt lagen, das Glück schlummern, das die Welt noch für ihn aufbewahrte.

Jedes Stockwerk dieses Hauses sprang weit über das darunter liegende vor, so daß das Ganze oben viel größer war als unten, dazu war das Haus mit vielem Zierrat bedeckt, der in die roten Steine eingehauen war, mit Figuren, die im Laufe der Zeiten abgeschliffen und zerstückelt waren, auch mit Guirlanden, Sprüchen und Zahlen. Das reizendste aber war ein Vorbau, der in die Straße hineinragte. Er ruhte auf einer einzigen Säule, die inmitten des Trottoirs stand, so daß man unter ihm hingehen konnte, und reichte bis zum Dache hinauf. Er enthielt drei übereinanderliegende Zimmer, jedes mit drei Fenstern in der Front und einem Fenster nach jeder Seite, aus denen man die ganze Straße hinauf und hinunter sehen konnte. Und welche entzückenden, poetischen kleinen Schiebfenster, von steinernen Fruchtstängeln eingefast, mit Darstellungen aus dem Alten Testament dazwischen, und im ersten Stock auch von innen geziert durch blühenden Goldlack und Raktus. Um die Säule herum, die mit Reliefs bedeckt war und sich nach oben einem Palmbaum gleich auseinanderbog, um den Erker zu tragen, spielte immer eine Schaar Kinder, und wenn es regnete, warteten dort die Leute, die ohne Schirm ausgegangen waren. Man hatte viel Zeit in Heidelberg, es war nicht wie in Berlin.

Von diesem Hause aus tönten oft Melodien, die Ephraim veranlaßten, stille zu lauschen, und er entdeckte mit der Zeit, daß der große, blonde Student, der mit ihm dasselbe Kolleg besuchte, der Urheber dieser Musik war. Sie gingen denselben Weg zusammen, und so begründete sich ihre Bekanntschaft. Herr Adolf Schaible war wortkarg, das behagte Ephraim. Schaible hielt die Welt für so beschaffen, daß es nicht Not thäte, darüber viele Worte zu machen. Es war alles gut, wie es war, und das, was nicht gut war, konnte man doch nicht ändern. Er hörte Ephraim gern zu, wenn dieser ihm seine Ideen vortrug, wunderte sich im Stillen über solche Verschwendung von Geist, aber antwortete nur durch ein Nicken. Er war durch nichts aus seiner Ruhe zu bringen. Er war mächtig gebaut, ein echter Germane mit großen, blauen Augen, mädchenhafter Gesichtsfarbe und glänzend blondem Haar. Er hatte sein Jahr als Freiwilliger abgedient, als Flügelmann bei den Grenadieren in Karlsruhe. Ephraim sah ihn

oft mit staunendem Neide an, aber hatte ihn doch gern, weil er so gut und so unendlich indolent war. Ephraim konnte thun, was er wollte, Adolf Schaible blieb stets derselbe. Gegen Abend pflegte Ephraim hinüber zu gehen in das alte Haus, sobald er dort das Klavier ertönen hörte. Dann stieg er über breite Treppen und geräumige Vorplätze hinan in den zweiten Stock in das niedrige Zimmer, wo der blonde Student hauste, nickte diesem zu, der sich nicht in seinem Spiel stören ließ, und legte sich auf das Sopha. Herr Schaible spielte und spielte, bald Norma, bald Lohengrin, bald nach Noten, bald aus dem Kopfe, und Ephraim träumte und war glücklich. Aber um acht Uhr stand Herr Schaible auf, nahm seine Pfeife und sein Cereviskläppchen, nickte und ging fort, ohne sich darum zu kümmern, was aus seinem Besuche würde. Der ging dann hinter ihm her und in sein eigenes Heim gegenüber. Schaible aber wandelte mächtig schreitend in die Kneipe und vertilgte unglaubliche Mengen Bier. Er war ein prachtvoller Trinker, ruhig, lächelnd, unbefiegbar.

Eines schönen Tages, als Ephraim wieder, von den Melodien Mozarts angezogen, über die Straße ging, seinen Freund zu besuchen, sah er vor dessen Thür auf einem Tische ein Mädchen sitzen, das ihm auffiel. Sie saß dort in sehr ungezwungener Weise, mit einem Fuß auf dem Boden stehend, während der andre baumelte, und ihr blaues Waschkleid war so kurz, daß Ephraim deutlich einen herabgerutschten Strumpf bemerken konnte. Das Mädchen hatte goldig glänzendes Haar und strahlende blaue Augen, es biß in dem Augenblick, als Ephraim ihrer ansichtig wurde, mit zwei Reihen Perlenzähnen in ein riesiges schwarzes Butterbrod, und die Zähne schnitten ein kreisrundes Loch aus der daunsdicken Rinde heraus. Als sie den fremden Herrn sah, legte sie ihr Butterbrod bei Seite und wurde rot.

Ephraim ging in des Freundes Zimmer, setzte sich auf das Sopha und dachte nach, was für ein Mädchen das gewesen sein könne. War es ein Dienstmädchen? Sie war so sehr einfach in ihrem Außern. Aber für ein Dienstmädchen war sie doch zu fein aussehend, und es war ein gewisses Etwas an ihr, das auf eine höhere Stufe in der menschlichen Gesellschaft schließen ließ. Ihre Erscheinung hatte Ephraim frappirt, er konnte das Bild des Mädchens nicht aus der Erinnerung loswerden.

Endlich fragte er den Freund.

Ein Mädchen? fragte dieser entgegen.

Ja, es saß hier vor der Thür auf dem Tische.

War wohl meine Schwester, sagte Herr Schaible und setzte sein Spiel fort.

Ephraim schwieg und wunderte sich.

Seine Schwester? sagte er zu sich selbst, wie kommt sie hierher? Und warum sitzt sie vor der Thür? Wohnt sie bei ihrem Bruder?

Ist sie bei Ihnen zum Besuch? fragte er endlich, als Herr Schaible aufstand und sein Cereviskläppchen aufsetzte.

Herr Schaible sah ihn verwundert an. Zum Besuch? Nein. Sie war zum Besuch und ist jetzt zurückgekommen.

Erst jetzt kam Ephraim auf den Gedanken, daß sein Freund im Schoße seiner Familie wohne. Er hatte das bis jetzt nicht vermutet, da er niemals etwas von einer Familie gesehen hatte.

Aber als er fragte, sagte sein Freund: Natürlich.

Es war also natürlich.

Herr Schaible ging, und Ephraim folgte ihm und ergötzte sich innerlich an dem Wesen dieser Familie. Das Mädchen saß nicht mehr auf dem Tische und war überhaupt nicht mehr zu sehen.

Ich möchte wohl die Eltern kennen, sagte Ephraim lächelnd zu sich selber. Diese Schaibles haben noch das unvermischte Blut des alten Volkes, das Tacitus schildert. Der andre Tag war ein Sonntag, und Ephraim dachte, als die Glocken zu läuten anfangen, er wolle doch Acht geben, ob Schaibles zur Kirche gingen. Er setzte sich ans Fenster und sah wohl eine halbe Stunde lang das alte Haus und dessen Thüre an. Aber Schaibles schienen nicht zur Kirche zu gehen, wenigstens kam niemand heraus, der zu ihnen gehören konnte. Gerade in dem Augenblick, als Ephraim das Fenster verlassen wollte, sah er jedoch drüben das Mädchen von gestern erscheinen. Es trat an eins der Erkerfenster, öffnete es, hatte ihn in derselben Sekunde entdeckt und sandte ihm einen freien Blick herüber, während sie ein Staubtuch ausschüttelte. Ihr blondes Haar hing ihr in ungebändigten Locken um die Stirn, und es fiel ein Sonnenstrahl darauf, der es hell leuchten machte.

Ephraim prallte ganz erschreckt vom Fenster zurück und schaute dann aus dem Hintergrund des Zimmers unverwandt hinüber. Aber es war nichts wieder von dem Mädchen zu sehen.

Er hörte diesen Nachmittag schon ungewöhnlich früh das Klavier von drüben ertönen, und da er sich gewöhnt hatte, dies als ein Signal zu betrachten, so ging er hinüber. Er fand zu seiner Verwunderung Herrn Schaible mit einem breitrandigen Strohhut auf dem Kopfe und mit einer Cigarre im Munde am Klavier sitzen und hörte von ihm, die Familie wolle heute eine Partie machen.

Eine Partie? Wie so? Was für eine Partie? fragte Ephraim.

Ehe noch Herr Schaible antworten konnte — denn er war sehr langsam mit Antworten —, öffnete sich die Thür, und mit einem kecken Schritt und fröhlichem Gesicht trat das blonde Mädchen herein. Sie trug ein weißes Hütlchen mit Rosen auf dem Kopfe, ein weißes Kleid von sehr leichtem Stoff mit rotem Besatz und am Arme einen kleinen Korb. Unwillkürlich blickte Ephraim nach ihren Füßen. Die Schuhe waren von einem primitiven Schuster, konnten aber doch nicht verbergen, daß die Füße des Mädchens von tadelloser Form waren.

Komm, Adolf, sagte sie, Vater ist munter.

Adolf erhob seine langen Glieder langsam vom Stuhle, nickte dem Freunde zum Abschied und ging.

Ephraim stand noch im Anschauen des Mädchens versunken und fühlte sich verlegen wegen der Unart seines Freundes, der ihn nicht vorgestellt hatte. Aber das blonde Mädchen schien über Vorstellen dieselben vorurteilsfreien Anschauungen zu hegen wie ihr Bruder. Sie sah Ephraim mit freundlichem Lächeln an und sagte: Gehen Sie mit?

O, wenn Sie erlauben — stotterte er.

Kommen Sie nur, sagte sie, und er folgte ihr nach.

Auf dem Vorplatze standen ein gewaltiger, älterer Herr mit rötlichem Antlitz und eine behäbige Dame in vorgewückten Jahren.

Hast du den Kuchen eingepackt, Flörchen? fragte die behäbige Dame.

Es ist alles eingepackt und nichts vergessen, sagte das blonde Mädchen.

Schließe auch die Thüren zu, sagte die behäbige Dame.

Brauchst du gar nicht zu fagen, erwiederte die Tochter.

Während dessen betrachtete der ältere Herr neugierig den ihm unbekanntem Ephraim, der bescheiden zur Seite stand.

Herr Stahlhardt, sagte das blonde Mädchen als Erklärung zu ihrem Vater, er geht auch mit.

Sehr angenehm, sagte der Herr, seinen Hut lüftend. Er hatte dieselben langsamen, bedächtigen Bewegungen, dieselbe Ruhe der Sprache wie sein reckenhafter Sohn. Die behäbige Dame winkte Ephraim freundlich zu, und dann gingen alle fünf zusammen fort. Flörchen schloß die letzte Thür ab und steckte den Schlüssel in ihren Korb.

Merkwürdige Leute, dachte Ephraim. Er war in seiner Vaterstadt Berlin an eine weit gründlichere Prüfung neuer Bekanntschaften gewöhnt.

Es ging die halbe Straße hinab, und dann hielt man an. Der jüngere Herr Schaible stieß einen melodischen Pfiff aus, Flörchen rief mit heller Stimme: Tante Lotte! und es erschienen mehrere Köpfe am Fenster. Dann trappelte es im Hause, eine ältliche Dame, zwei junge Mädchen und ein braunlockiger rüstiger Bursche in grauem Rock mit grünen Aufschlägen erschienen nach und nach in der Hausthür, und es fand eine freudige Begrüßung und ein Austausch der Meinungen über das Wetter statt. Die jungen Mädchen kicherten, als sie Ephraims ansichtig wurden, und dann ging es weiter.

Der ältere Herr Schaible ging voran, hinter ihm gingen in tiefen Erörterungen häuslicher Angelegenheiten Tante Lotte und Mutter Schaible, dahinter Arm in Arm Flörchen und ihre Basen, von denen die eine ebenfalls einen Korb trug, hinter ihnen ging in immer steigender Verlegenheit Ephraim, und Adolf Schaible mit dem Forstleveu machte den Beschluß des Zugs.

Die Erscheinung des jungen Mädchens, das auf dem Tische saß, in einem Kleide, aus dem sie herausgewachsen war, und mit herabgerutschtem Strumpf, hatte ihm gestern ein prickelndes Gefühl verursacht, das er nicht hatte loswerden können. Er mußte immer wieder an ihre weißen Zähne und deren schneidende

Kraft gegenüber der dicken, schwarzen Rinde, an ihre strahlenden Augen, ihr leuchtendes Haar und ihr Erröten denken. Das Bild dieses Mädchens machte ihn unruhig, es hatte ihn schon früh am Tage erweckt und den ganzen Morgen beschäftigt und war durch den Blick, den sie ihm vom Fenster herübergeworfen hatte, nur noch lebhafter geworden. Jetzt ging er mechanisch hinter ihr her und bewunderte ihre schöne Figur. Sie war aus demselben Holze geschnitzt wie ihr Bruder, dem sie bis an die Schulter reichte, und fast eben so groß wie Ephraim selbst, der ein schlanker, schwächlicher Jüngling war. Über ihre Cousinen ragte sie um einen halben Kopf weg. Sie mußte einen sehr biegsamen Hals haben, denn obwohl sie stetig gradeaus ging, vermochte sie doch von Zeit zu Zeit Ephraim ihr fröhliches Gesicht zuzuwenden und ihm einen Blick zuzuwenden, der soviel sagte wie: Es ist hübsch, daß Sie mitgegangen sind.

So ging es immer vorwärts an dem warmen, hellen Sunnachmittage, hinaus aus der Stadt in die Berge des Neckarthales unter fröhlichem Geplauder und Lachen der jungen Mädchen, die seitwärts vom Wege in den Wald sprangen, Blumen pflückten und Sträuße wanden und so natürlich in die Natur hinein paßten wie Finken und Lerchen. Flörchen nannte von allen Blumen die lateinischen Namen und sah Ephraim dabei triumphirend an, als wollte sie ihm beweisen, sie sei ebenfalls gelehrt. Bei dieser Gelegenheit aber kam es durch einen scherzhaften Zwist mit einer Base heraus, Flörchen sei wegen Frechheit aus der Schule gewiesen worden, was auf Ephraim, der stets ein Muster Schüler gewesen war, einen lebhaften und verwirrenden Eindruck machte.

Er fühlte sich außerdem schon sehr befangen, denn er konnte kein Wort mitsprechen, welches natürlich gelungen hätte, und kam sich selbst unbeschreiblich steif und albern vor. Du stehst außerhalb alles Schönen und Liebenswürdigen, sagte er sich. Du kannst nicht einmal mit diesen einfachen Leuten umgehen, die dir so freundlich und umgänglich entgegen kommen. Es ist eine schreckliche Finsternis in dir, du hast ein trauriges Herz.

So schloß er sich, ohne ferner Versuche zu lustigem Umher springen mit den ausgelassenen Mädchen zu machen, dem bedächtig voranschreitenden Vater Schaible an und begann ein ernsthaftes Gespräch mit ihm über die Vergangenheit des Großherzogtums Baden. Aber Vater Schaible, obwohl er ein studirter Mann und Rat beim Kreisgericht war, schien über die Vergangenheit seines Vaterlandes nur unklare Vorstellungen zu haben und antwortete wenig und langsam. Schaible Sohn und sein grüngerzeichneter Genosse schickten unterdessen laute Tödler in den Wald, um das Echo zu wecken, und übten sich in weiten Sätzen über die breitesten Gräben.

Das einzige, was Ephraim über seine eigene melancholische Rolle in der Gesellschaft tröstete, war die Wahrnehmung, daß sich keiner darum bekümmerte, ob er etwas sagte oder ob er schwieg. Sie waren alle von der größten Unbefangenheit und wurden nicht im geringsten von seinen Launen berührt. So

ging es vorwärts nach der Wolfshöhle und auf das Senfenried, hinauf auf die Kanzel und hinab zum Riesenstein — alle diese Punkte wurden von Rat Schaible dem armen Ephraim mit Namen genannt — und dann zum Speierer Hof, einem Wirtschaftsgute inmitten prachtvollen Waldes.

Hier setzte man sich im Garten an einem Tische nieder, und die erhitzten und glühenden Mädchen packten ihre Körbe aus, während Adolf Schaible aus der Restauration Wein herbeiholte. Noch viele andre Heidelberger Familien hatten sich hier eingefunden, man grüßte links und rechts, und es war ein heiteres Bild für jemanden, der dazu gehörte. Die Körbe enthielten Brod und Butter, Käse, Eier und Schinken, sowie Kuchen, den Flörchen, wie sie sagte, selbst gebacken hatte, und der etwas ungleichmäßig angemengt zu sein schien. Man aß und trank und lachte. Ephraim trank gegen seine Gewohnheit mehrere Gläser Wein und fühlte sich etwas heimischer in seiner Umgebung. Dann, als alles bis zum letzten Krümchen und letzten Tropfen aufgezehrt und ausgetrunken war, zogen Mutter Schaible und Tante Lotte ihr Strickzeug, Vater Schaible eine kurze Pfeife hervor, und Flörchen sprang auf, indem sie den Vorschlag machte, ein Spiel zu spielen.

Die jungen Leute vertieften sich in den Wald, und als sie an einen Platz gelangt waren, der einsam und ganz von goldiggrünem Licht durchflossen unter stolzen, ragenden Bäumen dalag, begannen sie ihr Spiel. Es mußte sehr kompliziert und schwierig sein, Ephraim wenigstens begriff es nur zum kleineren Theil. Man mußte sich bald hinter einem Busch verbergen, bald hervorspringen, bald mit einem andern seinen Platz vertauschen, und wer einen Fehler machte, mußte ein Pfand geben. Der Schwerpunkt des Spieles lag endlich im Auslösen der Pfänder, und dies Auslösen geschah teilweise in Küssen.

Ephraim unterzog sich der Sache mit besserem Geschick, als er gedacht hatte. Der Wein hatte ihn lebendiger gemacht und beinahe aufgereggt. Er gab sich Mühe, gleich den andern zu lachen und lief ebenso flott wie sie. Schon hatte er mit ziemlichem Geschick sich der Aufgabe entledigt, die beiden Cousinen zu küssen, eine That, die er noch vor einer Stunde für unmöglich gehalten haben würde, da warf sich das Loos auch so, daß er Flörchen küssen mußte. Er wußte nicht, wie es geschah, war es Zufall, oder hatte Flörchen, die das ganze Spiel leitete, die Schuld, kurz, er fand sich in diesem Augenblick entfernt von den Übrigen mit ihr allein. Sie blickte ihm mit dem süßesten Lächeln in die Augen und sagte leise: Warum sind Sie so traurig? Dann — er wußte nicht, küßte er sie, oder küßte sie ihn — umschlangen ihn zwei Arme, er fühlte gleichsam eine glühende Wolke ihn umfassen und Lippen auf die seinigen gepreßt, die ihm völlig die Besinnung raubten. Der Himmel, die Bäume, der Rasen, alles tanzte um ihn und floß zu einem unentwirrbaren Rätsel zusammen, und als er wieder sehen konnte, stand er allein und wußte nicht, ob er wache oder träume.

Wenn ein Kranker lange Wochen das enge Zimmer gehütet und die Gewohnheit ängstlicher Vorsicht ihm den Sinn schwer und trübe gemacht hat, sodaß er das muntere Leben der Natur kaum noch beachtet, sondern die Wände des Hauses für die Grenzen der Welt nimmt, so pflegt der erste Ausgang in die freie Luft, die erste Spazierfahrt durch Feld und Wald auf ihn einen solchen Eindruck zu machen, daß ihm diese erste und natürlichste Umgebung fremd erscheint. Die Winde des Himmels berauschen ihn und sein Licht blendet ihn. So sagte der heilige Franz von Assisi, als ihn seine Freunde zum erstenmale nach langer Krankheit auf den schönen Hügel führten, der sein liebliches Heimathal überschaute, und als sie ihn fragten, wie ihm die Welt nun wieder erscheine: Nicht mehr wie sonst.

Ähnlich erging es heute dem guten Ephraim. Flörchens Lippen schienen die Zauberkraft zu besitzen, schwere Thüren aufzusprengen, die seinen bedrückten Geist von der lebendigen Natur trennten. Er sah in die Natur hinein und kannte sie nicht mehr. Sie war eine andre geworden. Die alten, geraden Stämme der Bäume standen freilich noch da, und droben wölbte sich noch das grüne Blätterdach, auch das Buschwerk, Kullissen gleich um den Spielplatz geschoben, war noch daselbe, aber es lag ein Etwas darauf und es zog ein Etwas dadurch hin, was alles veränderte. Er fühlte sich nicht mehr als Ephraim, der mit fremden Leuten in einer fremden Umgebung herumgehe, sondern es schien eine Schranke durchbrochen zu sein, die ihn von der Außenwelt trennte, sodaß nun Licht und Leben, welche durch die Welt wogten, auch durch seinen Leib mit Wellen schlugen, und diese Empfindung machte ihn unsagbar glücklich. Er betrachtete Flörchen, die jetzt mit der größten Unbefangtheit einer der Cousinen einen Strauß Wald-Erdbeeren hinreichte, mit einer Dankbarkeit, die sein Herz zu zerschmelzen drohte, als wäre es von Wachs. Dann mischte er sich mit einer Lust und einem Geschick in das Spiel, die ihn selber verwunderten. Er schien Springsfedern in den Füßen zu haben, und die Regeln waren ihm jetzt so klar, als hätte er das Spiel selbst erfunden. Er trat an Flörchens Stelle als Ordner der Lustbarkeit und schlug einen Tanz auf dem Nasen vor. Er tanzte mit den Cousinen, er tanzte mit Flörchen, er tanzte wieder mit den Cousinen, und er würde nicht erstaunt gewesen sein, wenn er sich in die Lüfte erhoben und dort oben weiter getanzt hätte.

Herr Adolf Schaible und der Forstleve aber waren durstig geworden und verlangten nach der Restauration zurückzukehren. So ging man denn Arm in Arm zurück.

Die Eltern fanden, daß es schon spät sei, und wollten nach Hause gehen, aber die jungen Leute wollten noch nicht. Ephraim ließ vom besten Wein auf seine Kosten bringen, was von allen als ein Zeichen feinen Takts angesehen wurde und besonders den durstigen Beiden gefiel, die schon mit ihrem Wunsch zu trinken auf Widerstand bei Vater Schaible gestoßen waren. So blieb man

denn sitzen, bis die Schatten der Bäume sich ins Unendliche verlängerten und blauer Duft die Höhen umhüllte.

Ephraim war ein unererschöpflicher Redner, Scherze und launige Bemerkungen sprudelten von seinen Lippen, und er beherrschte völlig die Unterhaltung. Sie sahen ihn alle verwundert an und begriffen nicht, woher der blasse, hölzerne Mensch plötzlich soviel Feuer und Geist habe. Er selbst war erstaunt über den Reichthum an lustigen Geschichten und witzigen Einfällen, die in seinem Innern verborgen gelegen hatten und nun hervorquollen wie das Wasser aus dem Felsen, den Moses Stab öffnete. Er schüttete ein wahres Feuerwerk über die Familien Schaible und Gmelin auf, sodaß sie verdutzt und belustigt nur noch Auge und Ohr waren. Flörchens Augen verließen ihn keine Sekunde, das sah er. Sie war ganz verloren für die Welt und wurde in ein träumerisches Behagen gewiegt, indem sie seiner Stimme lauschte. Das fühlte er. Aber es begann nun zu dunkeln, und Vater Schaible räusperte sich bedenklich. Nun ist es wohl Zeit, sagte er bedächtig und stopfte sich eine frische Pfeife für den Weg nach Hause.

Es ward aufgebrochen. Vater Schaible ging voran, dann kamen Tante Lotte und Mutter Schaible, dahinter die Jünglinge, jeder mit einem Mädchen am Arm. Mit prächtigen Stimmen sangen sie Volkslieder. Ephraim war der letzte und führte Flörchen. Es war ein glückseliges Wandeln. Dunkler und dunkler ward es im Walde, und ein weicher Wind wehte durch die Zweige. Am fernen Horizonte leuchteten die Blitze, und ein langsam verhallender Donner rollte durch den Himmel. Sie schloß sich eng und enger an ihn an, und ihr Haar streifte seine Wange. Er hörte ihren tiefen Athem und fühlte das Schlagen ihres Herzens und von Zeit zu Zeit ein Zittern, das durch ihre Glieder zog.

Fürchten Sie sich? fragte er.

O nein, entgegnete sie, ich fühle nur die Blitze vorher. Wenn ich mir das Haar mache, knistert es, und wenn ich mich im Dunkeln kämme, fliegen die Funken auf.

Ephraim fand sich in Heidelberg angelangt, als er kaum dort oben fortgegangen zu sein glaubte. Er sagte der Familie Gmelin gute Nacht und drückte der Familie Schaible vor dem alten Hause herzlich die Hände. Dann ging er zu Bette und schlief selig bis an den Morgen.

Er erwachte und besann sich, wo er war. Wie schön habe ich geträumt, dachte er zuerst. Dann fiel ihm ein, er sei in der That auf einer Landpartie gewesen und habe ein schönes Mädchen geküßt. — Sie ist wegen Frechheit aus der Schule geschickt, sagte er laut vor sich hin. Wie sonderbar das klang! Was für eine Art von Frechheit das wohl gewesen sein mag? fragte er sich. Gewiß irgend eine harmlose Naivetät, die dem steifleinernen Philister, der sie unterrichtete, mißfiel, weil er zu beschränkt war, um das Unnutzige, Göttliche einer ganz wahren, ganz offenen weiblichen Natur zu begreifen. Das ewig Weibliche wird von den Menschen nicht begriffen, wie überhaupt das an sich Schöne dem Menschen

zu hoch ist. Er durchlebte in der Erinnerung noch einmal den vergangenen Tag, durchschritt Berg und Thal in Gedanken mit Schaibles und Gmelins, ließ sich in Gedanken noch einmal von Flörchen küssen und hüpfte in der Erinnerung auf dem grünen Grase. Der Eindruck war nicht ganz so wie gestern. Seine Augen schienen heute Morgen durch ein andres Glas zu sehen. Ein Gefühl der Beschämung überkam ihn, und die blasse Furcht, er habe nicht ganz so gehandelt, wie es dem Jünger des Aristoteles zukomme, ließ das helle Sonnenlicht des Neckarthales, welches ihn gestern entzückt hatte, nunmehr verschleiert und ungewiß erscheinen.

Eben noch freutest du dich des ewig Weiblichen, sagte er sich vorwurfsvoll, und du hieltest es für so schön, daß die Menschen es nicht begriffen. Aber du selbst, du hochmütiger Gesell, der so urtheilt und sich über seine Nebenmenschen hinwegsetzt, weißt du selbst das ewig Weibliche zu würdigen? Hast du selbst dich so benommen, wie es dem Manne gebührt, der das Schöne erkannt hat? Nein, du hast es nicht. Du hast dich von den Sinnen überwältigen lassen und im niedrigen Weinrausch vergessen, daß der Geist allein das Schöne begreift.

Er erhob sich voller Reue und blickte mit Beschämung nach dem alten Hause hinüber.

Diese braven, einfachen Leute, sagte er sich, diese kindlichen Gemüther, rührend und ehrwürdig in ihrer altgermanischen Gastfreundschaft, wie ihre alte, erinnerungsreiche Wohnung selbst, ließen dich in ihrer Mitte verweilen ohne die Gefahr zu kennen, die ihnen von deinem zeretzenden Geiste drohte. Du aber hattest nichts besseres zu thun als ihre Tochter zu verlocken. Ist es nicht genug, daß du dich selbst unglücklich machst mit diesem kritischen Sinn, der nicht ruht, bis er jeder Erscheinung bis auf den letzten Grund gedrungen ist, mußt du auch noch bei andern die Unbefangenheit und Unschuld vernichten, indem du mit frevelnder Hand den Schleier des verhüllten Geheimnisses zerreiße? Oder war es etwas andres, als du dies schöne Mädchen über die Grenze hinüberzogst, die zwischen Seelenfrieden und Sinnenglück gezogen ist und von einem gütigen Gotte diesem Mädchen noch verhüllt war? Du bist der Teufel, der diesem Engel nahe. Sie kannte sich selbst nicht, sie war wie die Blume des Feldes, sie weiß selbst nicht, wie schön sie ist, denn ich habe gesehen, wie sehr sie ihr Außeres vernachlässigt und sich nur den Eltern zu Gefallen schmückt, wenn sie mit ihnen am Sonntag Nachmittag ein einfaches Vergnügen aufsucht. Und doch liegen alle Reime des Verderbens in ihr, um sie zum Abgrunde zu führen, wenn der Verführer naht. Denn sie hat eine üppige Natur, ein leicht erregtes Blut, Geist, Behendigkeit des Wizes und Freude an jeder Art von Lust. Um so mehr mußtest du dich hüten, für sie der Versuchter zu werden. Aber du bist schwarz! Nun sehe ich ein, warum die Natur mich unglücklich macht. Die hohe Sonne ist mir zu mächtig, Berge und Thäler und Ströme kann ich nicht zerpflücken, aber eine Rose zerpflücken, dazu habe ich die Kraft, und nur in der Zerstörung finde ich meine Freude.

Er sank zerknirscht auf einen Stuhl nieder und vergrub sein Gesicht in den Händen. In strenge Zucht will ich mich nehmen, sagte er sich dann, nach langem Sinnen aufstehend. Nie wieder soll mich die Freude verlocken. Ich werde nur noch Wasser trinken, ich will das alte Haus nicht wieder sehen, ich will die verweichlichenden Töne der Musik nicht mehr hören.

Er setzte sich an die Arbeit und studirte den ganzen Tag. Er sah nicht über die StraÙe. Als am Nachmittage drüben das Klavier ertönte, verstopfte er sich die Ohren. Er ging nicht ins Kolleg, um nicht den Jüngling zu sehen, der die Züge seiner Schwester ihm vor die Augen bringen konnte. (Fortf. folgt.)



Literatur.

Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen von Karl Goedeke. Dritter Band. Siebentes (Schluß-)Heft. Dresden, L. Ehlermann, 1881.

Mit dem vorliegenden siebenten Hefte ist der dritte Band des allbekanntesten Goedeke'schen Grundrisses und damit zugleich das ganze Werk komplet geworden. Wenigstens macht der Verfasser hier einen Abschluß und bleibt uns somit den zweiten und dritten Abschnitt des achten Buches, welche die neueste Zeit hätten umfassen sollen, schuldig. Er schließt mit dem Jahre 1830, doch so, daß er jeden einmal berührten Schriftsteller auch über diesen Zeitraum hinaus bis an sein Lebensende verfolgt.

Es ist bedauerlich, daß Goedeke von einer Weiterführung des Werkes absieht will, aber auch so müssen wir ihm für das Gebotene in hohem Maße dankbar sein. Wahrhaft erstaunlich ist die Masse des in diesem dritten Bande aufgespeicherten Stoffes. Aber nicht eine unverdaute und unverdauliche bloÙe Ablagerung von beliebig und planlos zusammengerafften Notizen liegt vor uns, sondern ein nach einfachen Gesichtspunkten mit kritischem Scharfsinn geordnetes Material, ein vollständiger Apparat zum Studium der Geschichte der deutschen Dichtung.

Die Eigenartigkeit und die Vorzüge des Goedeke'schen Grundrisses sind bekannt; seit 25 Jahren, wo das erste Heft erschien, ist dasselbe in den Händen und in steter Benutzung aller, die sich mit deutscher Literaturgeschichte, sei es ex professo, sei es gelegentlich, befassen, und es ist mehr als die herkömmliche Phrase, wenn wir sagen, daß er ihnen allen ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden ist. Der Schwerpunkt des Werkes beruht, außer in der erstrebten Vollständigkeit der aufgeführten Schriftsteller, in der den breitesten Raum einnehmenden, mit der größten Gewissenhaftigkeit gearbeiteten Bibliographie. Um eine Vorstellung von der Reichhaltigkeit dieses Teiles wie des Ganzen überhaupt zu geben, bemerken wir nur, daß der Verfasser es nicht verschmäht hat, auch die belletristischen Journale und Sammelchriften früherer Zeit für seine Zwecke auszuziehen, daß er für den, der weiter forschen will, ein reiches biographisches Quellenmaterial mitgeteilt hat, und daß er den Schluß macht mit einer ebenso erschöpfenden Literatur der schönwissenschaftlichen Übersetzungen. Neben dieser großen Fülle tritt zwar der verbindende Text in den Hintergrund, doch versteht es der Verfasser sehr wohl, bei aller Präzision ein deutliches und anschauliches Bild, sei es einer Zeitrichtung, sei es eines einzelnen Dichters, zu zeichnen. So ist beispielsweise die romantische Schule, so die Wiener Zauberposse mit wenigen Worten treffend charakterisirt. Die Koryphäen der Schriftstellerwelt behandelt der Verfasser an der Spitze ausführlicher und läßt